Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 68. **Dienstag** den 8. Februar 1898. **92. Jahrgang.**

Magyarisirung ohne Ende.

Dr. R. C. **Schäßburg** (Segesvar), 5. Februar. In dem wüthenden Kampfe, der in der deutschen Presse zwischen den Gefolgsleuten der ungarischen Regierung und den wirklich nationalen, für das Schicksal der arg bedrängten Siebenbürger Sachsen warm eintretenden Blättern entbrannt ist, neigt sich die Waage allgemach zu Gunsten der fernen Brüder im Karpathenlande. Zwar der doctrinäre Liberalismus, der Deutschland schon so schwere Wunden geschlagen, wie ein Theil der officiösen Preßstimmen läßt sich absichtlich oder unabsichtlich noch immer von dem Lügengewebe betören, das dicker als je im Lande der Knechtschaft, im sonnigen Ungarn, von einer übermüthigen Herrenrasse gesponnen wird; was aber in deutschen Gauen nur einigermaßen den politischen Kinderschuhen entwachsen ist, verfolgt mit dem berechtigten Gefühl der Empörung die Nachstigkeiten, unter denen zwei Millionen Deutsche in Ungarn dem trügerischen Phantom des magyarischen Einheitsstaates geopfert werden. Freilich „volenti non fit injuria", die Deutschen im eigentlichen Ungarn wagen längst keinen Widerstand mehr, mit einer an Stumpfsinn grenzenden Resignation legen sie die Hände in den Schooß, während rings um die Lobe der nationalen Begeisterung die anderen Völker zum Aeußersten treibt. Für die Ehre des deutschen Namens in Ungarn kämpfen heute nur noch die Siebenbürger Sachsen, die geschlossen um die Fahne ihres Volksthums sich geschart haben in dem Bewußtsein, daß die Stunde der letzten Entscheidung nahe gerückt ist.

Denn der letzte Act des großen Völkerdramas im Reiche der Stefanskrone ist durch das Gesetz über die Magyarisirung der Ortsnamen eingeleitet worden. Das hat den Anstoß gegeben, daß die sächsischen Abgeordneten bis auf vier zagdafte Mandatare des Volkswillens aus der Regierungspartei, wo sie in jahrelangem Dulden Schmach auf Schmach über sich ergehen ließen, weil sie in arge Täuschung durch Nachgiebigkeit die brutale Gewalt versöhnen zu können glaubten, ausgetreten sind. Der berüchtigte Gesetzentwurf, den eine sächsische Zeitung bezeichnenderweise einen „Banditenstreich" nannte, hat die beiden Häuser des Reichstages passirt und harrt nur noch der Sanction durch die Krone. Im Centralausschuß, der höchsten politischen Vertretung der Sachsen, war von der Partei der streng nationalen „Grünner" der Antrag auf Entsendung einer Massendeputation an des Königs Majestät eingebracht, aber von der noch immer opportunistisch angehauchten Mehrheit als unzeitgemäß abgelehnt worden. Da traten die sächsischen Frauen, denen kein Kenner der Verhältnisse den Vorwurf politischer Vordringlichkeit machen wird, auf den Plan, um in zwölfter Stunde noch die Rettung zu versuchen. Mit einem Bittgesuch, für welches in aller Stille 6000 Unterschriften gesammelt wurden, traten 25 Vertreterinnen der sächsischen Frauen die saurere Fahrt nach Wien an. Wohl haben sie dort in der alten Kaiserstadt seltene Triumphe erlebt, die sie nie begehrt, aber zwischen sie und den Monarchen stellte sich die ungarische Regierung, an deren Veto die Audienz, wie vorauszusehen, gescheitert ist. Von Wien aus haben die tapferen Frauen den ungarischen Ministerpräsidenten Bánffy in Pest aufgesucht, um die Audienz beim König durchzusetzen. „Seine Majestät macht keine Politik, die besorgt die ungarische Regierung", lautete die selbstbewußte Antwort des ehemaligen Paschas von Bistritz, die ihm wohl noch einige Verlegenheiten bereiten wird. Schließlich erklärte der wenig galante Gewalthaber, daß er die Bittschrift übernehmen wolle, ob „sie aber in die Hände Seiner Majestät gelangen werde, könne er nicht unbedingt bejahen". So geschehen im ersten Jahre des zweiten Millenniums, das vor Jahresfrist der staunenden Welt die Entwickelung des modernen Ungarn in blendendstem Lichte gezeigt hat. Wer da meint, dieses trübe Bild der magyarischen Freiheit, von dem in der großen Welt so viel geflunkert wird, entspreche nicht der Wirklichkeit, lese die in der Wiener „Neuen Freien Presse" erschienene Berichtigung, durch welche die von ministerieller Seite inspirirten Nachrichten über den Empfang der sächsischen Frauendeputation bei Bánffy dementirt werden. Wer übrigens die ungarische Freiheit in vollen Zügen genießen will, dem empfehlen wir einen längeren Aufenthalt in diesem durchaus orientalischen Lande, dessen Verwaltung dem kranken Mann im äußersten Osten Ehre machen würde.

Einen greifbaren Erfolg werden die sächsischen Frauen demnach schwerlich heimbringen, aber der Empfang, der zu Hause ihrer wartet, wird die Welt trotz allem Geifer, den die magyarischen Zeitungen über sie spritzen, belehren, daß sie nicht die „Anschauungen einer unbedeutenden Minorität vertreten", wie sich Bánffy auszudrücken beliebte, sondern daß das ganze sächsische Volk hinter ihnen steht voll Dank für die wackere That, die dem sächsischen Namen zum Ruhme gereicht.

Indessen schreitet das Werk der Magyarisirung rüstig fort. Nicht nur an todte Sachen legt der unbändige Chauvinismus seine freche Hand, schon giebt es einen vom Innerminister bestätigten „Magyarisirungsverein", der in schamloser Weise zur nationalen Apostasie auffordert. Diesem gesellschaftlichen Unternehmen macht nun in letzter Zeit die Regierung offen Concurrenz. Den Reigen hat wieder der Innerminister eröffnet mit einem Erlaß an alle Municipalbehörden, die „Eingaben, welche sich auf Namensmagyarisirungen beziehen, außer der Reihe zu erledigen", damit das gute Werk ja keine Verzögerung erleide. Denkt man da nicht unwillkürlich an das Wort des conservativen Barons Senney „von der asiatischen Wirthschaft" oder an die „verlotterte Intelligenz und das schwache Volk", welche der Führer der Unabhängigkeitspartei, Gabriel Ugron, in ehrlichem Bekenntniß seinem Volk zum Vorwurf machte, wenn als die höchste Aufgabe der Verwaltung, hinter der alle andern öffentlichen Agenden zurückstehen müssen, von einem Mitglied der Regierung der nationale Seelenfang ausgegeben wird? Nachdem die magyarischen Preßorgane — denen sich die deutsch geschriebenen Blätter der Hauptstadt würdig anreihen — mit süßester Heuchelmiene den beneidenswerthen Nationalitäten Ungarns das bedauerliche Schicksal der Polen und Franzosen in Deutschland, der Deutschen in Rußland vor die Augen halten, geht der Versucher in Gestalt höherer Beamten des Post- und Eisenbahnwesens auf leisen Sohlen unter den kleineren Bediensteten um und manch' ein armer Teufel, dem geradezu mit Entlassung und anderen schönen Aussichten gedroht wurde, hat in den letzten Tagen seinen ehrlichen deutschen Namen geopfert. Die Schamlosigkeit der That wird nur noch übertroffen von der Naivetät, mit der der „Druck von oben" gelegnet und als eine harmlose Aufforderung zur Namensänderung im „Interesse des Dienstes und des Gemeindebewußtseins" dargestellt wird.

Sobald die Regierung durch die Beseitigung der Ausgleichsschwierigkeiten freie Hand erhält, stehen den Deutschen in Ungarn noch andere schöne Ueberraschungen bevor. Da ist z. B. die schon längst angekündigte Verwaltungsreform, welche den sächsischen Stühlen, die sich heute eines geregelten Haushaltes erfreuen, den letzten Rest der freien Selbstbestimmung confisciren wird. Demselben Geist des politischen Wegelagererthums entstammt auch die beabsichtigte Verstaatlichung der Gemeindeforste, die heute den kostbarsten Besitz der autonomen sächsischen Gemeinden umfassen, ein Gesetz, welches den bedenklichsten Eingriff in die Sphäre des Privatrechtes bedeutet. Daneben soll ein neues Mittelschulgesetz die pflichtvergessenen Nationalitäten durch das Mittel des Geschichtsunterrichts in „patriotischem" Geiste erziehen, und auch die nichtmagyarischen Geldinstitute, welche den Sachsen einen namhaften Theil ihrer culturellen Bedürfnisse decken helfen, sollen durch eine strenge Controle der Staatsgewalt ihrem idealen Zwecke entfremdet werden. So geht es in tollem Taumel vorwärts Schlag auf Schlag, Gesellschaft, Presse und Regierung sind von einem wahren Hexensabbath erfaßt, wie sich ja auch Bánffy offen als Bundesgenossen der äußersten Linken gegeben hat mit den Worten „wir streben doch beide nach demselben Ziele, nur sind der Regierung gewisse Rücksichten auferlegt, die Sie als radicalnationale Partei nicht zu beobachten brauchen". Sollte es da nicht an der Zeit sein, dem magyarischen Uebermuth, der den deutschen Namen fort und fort schändet, zwei bedeutungsvolle Worte, die an schwere Niederlagen des Magyarenthums erinnern, ins Gedächtniß zu rufen? Sie heißen Mohács und Világos.

Ein freisinniger Muster-Politiker.

ƒ. Das Muster eines „freisinnigen" Politikers ist der frühere Abgeordnete Dr. H. Dohrn in Stettin. Dieser Herr ist durch das Verbot der Einfuhr amerikanischen Obstes, dessen Berechtigung bekanntlich der amerikanische Cabinetssecretair für Ackerbau ausdrücklich anerkannt hat, in seinen manchesterlichen Gefühlen derart gekränkt worden, daß er seine Weisheit der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten konnte und der „Weser-Ztg." die nachstehenden Zeilen schrieb:

„Da die Blutlaus berufen scheint, jetzt eine handelspolitische Rolle zu spielen, gestatten Sie mir, darauf aufmerksam zu machen, daß dieselbe in Deutschland seit alter Zeit reichlich vorhanden ist. In unserer Stettiner Gegend ist ihr Vorhandensein so gut bekannt, daß der Gartenbauverein seit Jahren die Obstzüchter vor derselben gewarnt und guten Rath gegeben hat, wie ihrer Verbreitung entgegenzutreten sei. Mir ist ferner aus eigener Anschauung bekannt, daß in der Gegend von Frankfurt a. M., südlich des Mains, große Strecken in solchem Maße von der Blutlaus schon vor langen Jahren befallen waren, daß man die Cultur der Apfelbäume für undurchführbar hielt und gänzlich aufgab. Der Schrecken vor einer Verseuchung Deutschlands mit Blutläusen ist meines Erachtens nicht mehr gerechtfertigt, als seiner Zeit die Angst vor dem Colorado käfer, die vielleicht noch in der Erinnerung lebt. Uebrigens möchte ich bemerken, daß Blutläuse gewöhnlich nicht an den Früchten leben, noch weniger im Innern der Früchte, und daß gedörrte oder gebackene Blutläuse todt sind."

Selbst die freihändlerische „Wes.-Ztg." bemerkt hierzu, es sei doch festzustellen, „ob die San José-Blutlaus mit der einheimischen identisch ist." Nach der ausführlichen Darlegung des „Reichsanz." ist die San José-Schildlaus ein Amerika eigenthümlicher Schädling, der eben nicht identisch ist mit der einheimischen Blutlaus. Das „Erachten" des Herrn Dr. Dohrn ist angesichts des Urtheils der deutschen Sachverständigen, angesichts der von der Schildlaus in Amerika herbeigeführten Verwüstungen und angesichts der Bekämpfung der Schildlaus in Amerika durch gesetzgeberische Maßnahmen strengster Art nicht nur höchst gleichgiltig, sondern auch hochkomisch. Fügen wir hinzu, daß Herr Dr. Dohrn Vorsitzender des Stettiner entomologischen Vereins ist, so wird die komische Wirkung seines „Erachtens" noch gesteigert. Mißtraut aber Herr Dr. Dohrn dem deutschen und den amerikanischen Sachverständigen, dann macht ihn vielleicht die freihändlerische „Voss. Ztg." bedenklich, die über die Schildlaus Folgendes schreibt:

„Eine Pflanzung, in der sich der Aspidiotus perniciosus einmal eingenistet hat, wieder zu säubern, ist so gut wie unmöglich — einmal seiner riesigen Vermehrung und der großen Anzahl von Wirthspflanzen halber, andererseits wegen Mangels an wirksamen Bekämpfungsmitteln. In Amerika ist man, nachdem Waschungen der Bäume mit allen möglichen Stoffen versucht waren, ziemlich allgemein zur Räucherung der verlausten Pflanzen mit Blausäuregas übergegangen, und schon dieser Umstand beweist, welche Gefahr die San José-Schildlaus mit sich bringt. Da die Räucherung selbst aber wegen der furchtbaren Giftigkeit des Blausäuregases für Menschen und Thiere sehr gefährlich ist, so wird sie dort von Leuten ausgeführt, die sie berufsmäßig betreiben. Man spannt um die zu räuchernde Pflanze ein Zelt und entwickelt unter dieser Blausäure aus Cyankalium und Schwefelsäure. Eine solche 2—3 Mal wiederholte Räucherung soll sicher helfen. Die eigentliche Heimath des Schmarotzers ist nicht bekannt. Zuerst wurde die Schildlaus nach Chile eingeschleppt, von wo sie sich die Westküste entlang nordwärts ausbreitete. In den 80er Jahren trat sie in California auf und verwüstete dort die Obstpflanzungen. Namentlich machte sie sich an Birnbäumen, Pfirsichen, Pflaumen und Pecannüssen bemerkbar, und da sie sich zunächst in der Umgebung der Stadt San José verbreitete, so erhielt sie davon ihren Namen. Später kamen Nachrichten über ihr vereinzeltes Vorkommen in den Oststaaten, bis schließlich unzweifelhaft wurde, daß auch die vierzehn Staaten östlich der Rocky Mountains völlig verseucht sind."

Gelingt es, mittels des erlassenen Einfuhrverbotes Deutschland vor der Schildlaus zu schützen, so braucht das freilich auf Herrn Dr. Dohrn keinen Eindruck zu machen. Wie der genannte Herr heute über die Angst vor dem Coloradokäfer spottet, der durch das 1875 erlassene Verbot der Einfuhr von Kartoffeln ferngehalten wurde, so wird er nach einem Menschenalter über die Angst vor der Schildlaus sich lustig machen, wenn es gelingt, diese mittels des Einfuhrverbotes fernzuhalten. Der mit dem Bacillus des „Nichtsalsfreihändlerthums" und der „Unentwegtheit" behaftete Politiker ist und bleibt eben unbelehrbar.

Deutsches Reich.

*** **Leipzig**, 7. Februar. Sonnabend, den 12. d. M., findet hier im Hotel de Pologne eine Conferenz in Eisenbahn-Angelegenheiten statt, an welcher zahlreiche höhere Beamte und Officiere aus allen Theilen Deutschlands theilnehmen werden.

* **Leipzig**, 7. Februar. In Stollberg in der Rheinprovinz hat, wie wir jüngst mittheilten, ein Caplan sich sittlich über ein bewegliches Reclamebild entrüstet, das eine vollständig bekleidete Frau darstellt, die ein kleines Kind auf den Händen schaukelt; das Kindchen trägt allerdings, da es eben gewaschen ist, keine Kleidung. Dieses anstößige

Feuilleton.

Schiffsproviant einst und jetzt.

Von Hermann Grelling.

Nachdruck verboten.

Der erbittertste Feind, mit welchem die Seefahrer in früheren Zeiten zu kämpfen hatten, war der Scorbut. Besonders Diejenigen, welche nach den Meeren des Nordens segelten, waren dieser tückischen Krankheit schonungslos preisgegeben. Eine Ueberwinterung im Eise des Nordens kostete meist einem großen, ja, oft dem größten Theile der Mannschaft das Leben. Die Geschichte der Reisen und Entdeckungen hat uns die Schilderung geradezu verzweifelter Krankheitsbilder bewahrt. Gelähmt am Körper, stumpf an Geist, lagen die unglücklichen Matrosen fiebernd und schauernd auf ihrem dürftigen Lager, mit schmerzenden Gliedern und geschwollenen Schenkeln. Die Krankheit begann mit einer unbezwinglichen Schlafsucht, einer gewissen Trägheit und Muthlosigkeit. Beim Erwachen fühlen sich die Patienten bleischwer in allen Gliedern. Das Gesicht bekommt ein grünliches Aussehen. Je mehr sich — so beschreibt ein Arzt die Krankheit — der Mensch dieser Trägheit und Müdigkeit überläßt, desto sicherer und schneller ergreift ihn die Krankheit. Er fühlt dann eine eigenthümliche Steifheit, besonders in den Knien, hier und da zeigen sich grünliche Flecke, die nicht schmerzen, aber härter als das umliegende Fleisch sind. Allmählich werden die Augen trübe, der Rand des Zahnfleisches schwillt an, wird bläulich und blutet leicht, der Athem wird übelriechend. Auf diesem Puncte bleibt die Krankheit stehen, wenn nicht ungünstige Umstände ihre weitere Entwickelung fördern. Im zweiten Stadium tritt holzähnliche Härte und Steifheit der Lenden- und Wadenmuskeln ein, welche auch beim stärksten Drücken keine Vertiefung mehr zeigen. Heftige Gliederschmerzen treten auf, die Unterschenkel, oft auch die Knie, schwellen an, dunkelblaue Flecke zeigen sich, Geschwüre entstehen im Munde, die Augen und Augenlider schwellen an, das ganze Gesicht bekommt ein wahrhaft schauderhaftes Aussehen. Die Athmung geht immer mühsamer, der Kranke steht entsetzliche Schmerzen aus. Die Haut ist kalt und trocken. Vielfach tritt der Brand dazu, und der arme Befallene stirbt eines schrecklichen Todes. Und was das Schlimmste ist: der Kranke behält in den furchtbarsten Qualen sein freies Bewußtsein, er ist nur niedergeschlagen und gleichgiltig.

Die Mannschaften der Schiffe waren in früherer Zeit oft Wochen und Monate hindurch von der gräßlichen Krankheit befallen. Es war etwas Selbstverständliches, daß nur ein Theil der Bemannung das Vaterland wiedersah, wenn es sich um längere Reisen handelte. So brachte Vasco da Gama von 160 Portugiesen, mit denen er zur Eroberung Indiens ausgezogen war, nur 55 wieder in die Heimath zurück, obwohl er ausschließlich warme Gegenden durchreiste. Für Polarfahrer betrachtete man das Uebel als unvermeidlich. Ist doch der Scorbut bei den Bewohnern der Polarländer heimisch und eine häufige Todesursache bei den Eskimos. Als die Hauptursachen des Krankheitsausbruches unter den Matrosen müssen bezeichnet werden: die Kälte, die ungenügenden hygieinischen Einrichtungen auf den alten Segelschiffen, die Muthlosigkeit und Langeweile, die sich der Leute während der langen Polarnacht bemächtigt, die wenig genügende Beschäftigung und Unterhaltung, vor Allem aber die mangelhafte Nahrung, welche den Matrosen früherer Zeiten zu Gebote stand. Eingesalzenes Fleisch, schlechter Schiffszwieback und stinkendes Wasser trugen in erster Linie die Schuld am Entstehen des Leidens, das sofort zu weichen beginnt, wenn die Patienten in andere günstigere Lebensverhältnisse eintreten, wenn abwechselungsreiche Nahrung, frisches Fleisch und Wasser zu Gebote stehen. Soll es doch eine Eigenart der Krankheit sein, daß die Kranken in ihren Träumen immer frisches Wasser und frische Kräuter sehen, und beim Erwachen ganz unglücklich sind, daß Alles nur Täuschung gewesen.

Worin bestand denn der Proviant der damaligen Schiffe? Frisches Wasser gab es nur am Anfang der Reise, ebenso frisches Fleisch. Eine Anzahl Thiere, wie Schweine, Ziegen und Hühner, wurden wohl mitgenommen, indeß vor der Erfindung der Dampfschiffe dauerten die Reisen lange, und Stationen zur Erneuerung der Vorräthe und des Wassers gab es bei Weitem nicht so viel wie jetzt. So sahen sich denn die Seefahrer schon nach wenigen Wochen auf die übliche haltbare Schiffskost, das scharfe Pökelfleisch, den harten Zwieback, die beinfesten Hülsenfrüchte und das immer mehr faulende Wasser angewiesen. Bis zu einer gewissen Zeit gab es nicht einmal Kaffee, Thee, Kartoffeln und Wurst. Die Kunst, das Wasser möglichst lange frisch zu erhalten, verstand man nicht. So blieben denn geistige Getränke und die sogenannten Antiscorbutika der einzige Trost der muthigen Fahrer während der langen Abwesenheit. Zu den Antiscorbutika gehören vor allen Dingen Kresse, Löffelkraut, Senf, Meerrettig, Zwiebeln, Lauch und verschiedene Kohlarten; auch Citronen, Apfelsinen und Obst thun gute Dienste. Leider vermochte man Früchte auch nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit frisch zu erhalten.

Wie hat sich seitdem das ganze Bild verändert! Der Scorbut ist jetzt eine seltene Krankheit geworden, die höchstens bei Reisen in kalten Gegenden unter besonders ungünstigen Verhältnissen noch ihr Opfer fordert. Und woran liegt das? Durch die Erfindung der Dampfschiffe sind die Seereisen ungeheuer verkürzt worden. Dabei ist die innere Einrichtung der Schiffe eine viel bequemere geworden, die hygieinischen Forderungen der Neuzeit haben Berücksichtigung gefunden. Die Zahl der Stationen, wo die Schiffer frisches Wasser und Nahrungsmittel finden, hat sich bedeutend vermehrt. Außerdem trägt man Sorge für gute Unterhaltung und permanente Beschäftigung der Mannschaft. Vor Allem aber ist die Verpflegung eine ganz andere geworden. Man kann jetzt monatelang auf einem Schiffe reisen, ohne die Landkost im Geringsten zu vermissen. Ja, die Schiffsküchen größerer Dampfer sind so vornehm und reichhaltig ausgestattet wie die Küchen der besten Hotels. Wasser kann man nicht nur öfter erneuern, sondern auch besser aufbewahren, und wenn nöthig destilliren. Im äußersten Falle sind Getränke genug als Ersatz vorhanden. Cacao, Chocolade, Thee giebt es nach Belieben. Milch kann in condensirtem Zustande mitgenommen und lange Zeit aufbewahrt werden. Bier oder Malzextract werden in entsprechender Abschließung mitgeführt, Honig, Sprup, Zucker fehlen nicht. Kartoffeln und Obst, Gemüse aller Art, stehen zur Verfügung. Mehl wird fest in Fässer eingestampft, so daß es keine Feuchtigkeit aufnehmen kann. Es steht also Brod und Kuchen jederzeit zu Gebote. Durch Wasserentziehung conservirt man auch Obst und Kraut, Pilze, Hülsenfrüchte u. s. w. Selbst Eier und Milch lassen sich durch Wasserentziehung haltbar machen und brauchen nur zum Zwecke der Benutzung in Wasser wieder aufgelöst zu werden, und sind dann ebenso nahrhaft und beinahe ebenso schmackhaft wie im frischen Zustande.

Die Kunst, das Fleisch zu conserviren, ist soweit gediehen, daß man den Braten fix und fertig mitnehmen und monatelang aufbewahren kann. Will man ihn speisen, so wird er nur aufgewärmt. Kälte, Entziehung der Luft, Trocknung u. s. w. gestatten im Feineren die Mitnahme und Erhaltung frischen Fleisches; außerdem sind alle Arten geräucherte Wurst, Cornedbeef u. s. w. vertreten, auch Suppentafeln, um immer eine nahrhafte Suppe, Fleischextract, um jederzeit Fleischbrühe herzustellen. Obst wird getrocknet oder eingemacht mitgeführt. Bier conservirt man durch chemische Mittel, besonders durch Salicylsäure.

So giebt es eigentlich fast keine Speise, fast kein Getränk mehr, das seine Dienste bei Seereisen versagt. Fahrten wie z. B. nach Amerika mit den dazu nöthigen neun oder zehn Tagen kommen dabei gar nicht mehr in Betracht. Den größten Triumph für die moderne Schiffsausrüstung bietet die große Nansen'sche Polarexpedition, bei welcher nicht ein einziger der Theilnehmer erlegen oder auch nur erkrankt ist. Nansen äußert sich in seinem Werke: „In Nacht und Eis" über die wichtige Frage geeigneter Verproviantirung wie folgt:

„Auf unserer Verproviantirung wurde selbstverständlich besondere Sorgfalt verwendet, da darin ohne Zweifel die gefährlichste Quelle des Scorbuts und sonstigen Elends liegt. . . . Das Resultat unserer Erwägungen war, daß bei langdauernden arktischen Expeditionen die Conservirung von Fleisch und Fisch durch Salzen, Räuchern oder unvollständiges Dörren als mangelhaft und verwerflich anzusehen ist. Der leitende Gedanke bei der Verproviantirung muß sein, die Lebensmittel entweder durch sorgfältiges und vollständiges Dörren oder durch Sterilisiren vermittelst Wärme vor dem Verderben zu bewahren. Wonach ich ferner trachtete, war, nicht allein nahrhaften und gesunden Proviant zu bekommen, sondern auch für so viel Abwechselung als möglich zu sorgen." Nansen berichtete dann, daß man Fleisch von allen Sorten in hermetisch verschlossenen Büchsen mitgenommen habe, ferner gedörrte Fische und Fischconserven, die an Bord sehr begehrt waren (besonders Fischpudding und conservirte Makrelen); Kartoffeln, sowohl gedörrte als solche in Büchsen, allerlei conservirtes und gedörrtes Gemüse, gekochtes und gedörrtes Obst, Eingemachtes und Marmelade in Menge; gezuckerte und ungezuckerte condensirte Milch, conservirte Butter, getrocknete Suppen verschiedener Art und viele andere Dinge. . . . „Außerdem hatten wir viel Mehl zum Backen von frischem Brod." . . . Jedes einzelne Nahrungsmittel wurde chemisch auf seine Qualität untersucht und sorgfältig verpackt, selbst Brod und getrocknete Gemüse löthete man in Zinkkisten ein, um sie gegen Feuchtigkeit zu schützen. Als Getränke dienten Chocolade, Kaffee, Thee, Milch, Bier, Citronensaft mit Zucker u. s. w.

Dabei war das Schiff vorzüglich construirt und mit allen Errungenschaften der modernen Wissenschaft und Technik ausgerüstet. Alle möglichen Apparate und Instrumente dienten wissenschaftlichen oder anderen Zwecken. Die Thätigkeit war streng geregelt, ebenso für Abwechselung und Zerstreuung auf das Beste gesorgt. Man hatte allerhand Spiele, eine Bibliothek und Musikinstrumente an Bord. Eine Zeitung wurde herausgegeben; man veranstaltete Concerte und Aufführungen, und bei besonderen Gelegenheiten gab es ordentliche Festessen. So verzeichnet Nansen am Geburtstag des Capitains der „Fram" folgendes Menu: Hühnersuppe, gekochte Makrelen, Rennthierrippen mit gebackenem Blumenkohl und Kartoffeln, Macaroni-Pudding, in Milch gedämpfte Birnen und Bier. Ein solches Diner im höchsten Norden, nur umgeben von Eis und Schnee, kann man sich schon gefallen lassen!

SLUB
Wir führen Wissen.